

kann, dass die einzelnen Wellen und die Eltern-Kind-Perspektiven systematisch kontrastiert werden.

Weiterhin kann auf der Grundlage dieses Bandes darüber nachgedacht werden, wie eine differenzierte *medienbezogene Sozialisationsforschung* mit einer *sozialisationsbezogenen Medienforschung* zu verschränken wäre. Der Medienwandel, der sich im Zeitraum der Untersuchung von 2005-2012 vollzog, ist in den deskriptiven Nutzungsdaten verarbeitet und scheint auch in den Einzelfallberichten auf. Inwiefern die Entwicklungen der Rundfunk-, Presse-, Social Media-, Games-, Mobil- und Smartphone-Landschaften zu ggf. veränderten Mustern der Bearbeitung und Bewältigung führen (oder nicht), lässt sich mit einem Design, das Kind und Familie zentral stellt und Medien als Kontext theoretisiert, indes nur bedingt eruieren. Das wollte dieses Projekt ausgehend von Fragen der Armut und sozialen Benachteiligung nicht leisten – wäre für die Kommunikations- und Medienwissenschaft und die Mediensozialisationsforschung aber ein weiterer wichtiger Mosaikstein.

*Engagierte Sozialforschung*: Die Studie möchte Empirie nicht als Selbstzweck betreiben, sondern in den Dienst gesellschaftlicher Problemlösung stellen. Mit diesem interventionistischen Anspruch steht sie in der Tradition medienpädagogischer Forschung. Entsprechend deutlich werden schlechte Startbedingungen, Risiken und fehlende medienpädagogische Kompetenz als Problemlagen benannt und an die gesellschaftlichen Akteure rückadressiert. Das Abwägen von Chancen und Risiken und die aktive Stellungnahme der Forschenden sind im Sinne von Intervention und Anwaltschaft wichtig. Dies bringt jedoch die Frage mit sich, was jeweils als „gelingend“/„nicht gelingend“ gelten soll. Diesbezüglich wären ergänzende Überlegungen hilfreich, die die Interpretationsperspektive im Hinblick auf Phänomene wie Mobilität, Beziehungswechsel (= tendenziell Belastung?), sozialen Auf- und Abstieg oder öffentlich kritisch diskutierte Angebote der Populär- und Medienkultur (Gender, Gewalt etc.) deutlicher machen.

Insgesamt muss den Autorinnen und dem Forschungsteam für dieses Projekt gedankt werden. Die Lektüre (beider Bände) sei mindestens all jenen empfohlen, die sich für Medienpraxis im Kontext sozialer Ungleichheit und für eine komplexe Familien- und Sozialisationsforschung interessieren. Die ausführlichen Fall- und Familienportraits und pointierten Zusammenfassungen machen das Buch über Academia hinaus aber sicher auch für weitere Pu-

blika wie Eltern, Lehrer(innen) oder Tätige in der Sozial- und Aktiven Medienarbeit attraktiv.  
Wolfgang Reißmann

### Mark Rüdiger

#### „Goldene 50er“ oder „Bleierne Zeit“?

Geschichtsbilder der 50er Jahre im Fernsehen der BRD 1959-1989

Bielefeld: transcript, 2014. – 356 S.

ISBN: 978-3-8376-2735-0

(Historische Lebenswelten in populären Wissenskulturen; 13)

Das formative Jahrzehnt der Bundesrepublik, geprägt vom materiellen Wiederaufbau und dem Übergang zu einer noch unbekannten Konsumgesellschaft, ist mittlerweile relativ gut erforscht. Zeithistorische Studien haben seit den 1980er Jahren die ordnungspolitischen Grundsatzentscheidungen, die großen Linien des wirtschaftlichen Booms, die postfaschistische Gesellschaft und die Durchsetzung einer westlich konnotierten Moderne in der Kultur, aber auch die Beharrungskraft bildungsbürgerlicher Eliten differenziert dargelegt.

Es macht den Reiz der in der von der DFG geförderten Freiburger Forschergruppe 875 „Historische Lebenswelten in populären Wissenskulturen der Gegenwart“ entstandenen geschichtswissenschaftlichen Dissertation von Mark Rüdiger aus, danach zu fragen, was von all dieser historiographischen Mühsal sich eigentlich in den populären Bildern der „50er Jahre“ wiederfindet, die als „kulturelle Artefakte der Vergangenheit“ (S. 21) wiederum dem Wandel geschichtspolitischer Konstellationen und medialer Möglichkeiten unterliegen. Die Historizität der medial vermittelten Bilder von den „50er Jahren“ aufzuweisen, also die erinnerungskulturelle Geschichte jener Zeit erstmals auf breiter empirischer Basis zu erzählen, ist das Anliegen und die imponierende Leistung von Rüdigers Studie. Dass das Fernsehen als modernes (audiovisuelles) Leitmedium der Vermittlung von Geschichtsbildern dabei im Zentrum steht, muss nicht eigens begründet werden. Eher arbeitspragmatisch abgesteckt wird der Untersuchungszeitraum, nämlich von der Genese der ersten Geschichtsbilder bis zum Ende der deutschen Zweistaatlichkeit. Wäre die Darstellung bis in die Gegenwartsnähe fortgeführt worden, wäre es kompliziert geworden, weil dann die ost- und westdeutsche Erinnerungsmelange zu berücksichtigen gewesen wäre.

Der eigentlichen Darstellung vorgeschaltet wird ein informatives kleines Kapitel über die Produktionsbedingungen im Fernsehen, wobei nicht deren grundsätzliche Abfolge, vom Exposé zum Treatment usw., sich geändert hat, aber eine Tendenz zur Auslagerung an spezialisierte Produktionsfirmen zu beobachten ist. Instruktiv ist auch das anschließende Kapitel über die Herkunft der audiovisuellen „Archivbilder“ (S. 53ff.), denn „nur medial verbreitete Bilder können später zu Geschichtsbildern werden.“ (S. 53) Damit ist zugleich das problematische Primat der Bilder im Fernsehen angesprochen. Sie stammen vor allem aus vier Quellen: aus Nachrichtensendungen, Kinofilmen, Fernsehsendungen und Werbefilmen. Interessant ist hier die Feststellung, in welch starkem Maße die im Kino gezeigte „Wochenschau“ als Bildspeicher fungiert. Es ist zwar sinnvoll, dass in diesem Zusammenhang auch die zeitgenössische Funktion dieser Formate skizziert wird, allerdings um den Preis einer dann eigentlich notwendigen differenzierten Auseinandersetzung mit der Forschung, die, etwa im Blick auf den Kinofilm, bisweilen etwas komplexer argumentiert als der Autor meint. Sehr nützlich hingegen sind in diesem Kapitel jeweils die Hinweise auf die Archivierungspraxis, die implizit die Schwierigkeiten bei der Recherche belegen.

Seinen Untersuchungszeitraum teilt Rüdiger in zwei Abschnitte – „Formierungen“ (1959-1976) und „Polarisierungen“ (1977-1989) –, denen jeweils eines der beiden Hauptkapitel zugeordnet ist. Um es vorweg zu sagen: Nicht das Endergebnis überrascht. Dass höchstens in recht dummen Fernsehproduktionen heute noch die Legenden von den nur „bleiernen Zeiten“ auf der einen oder der ominösen Nierentisch-Modernität auf der anderen Seite in Szene gesetzt, sondern eher die Ambivalenz und Widersprüchlichkeit der „Modernisierung im Wiederaufbau“ kolportiert wird, hatte man sich gedacht und entspricht eigenen Medienerfahrungen. Dies gilt auch für den Befund einer zunehmenden „Bundesrepublikanisierung“ der Bilder von den „50er Jahren“, nachdem anfänglich die deutsche Teilung stark betont worden war. Aber diese Entwicklungen einmal gründlich empirisch sowohl für den fiktionalen wie den non-fiktionalen Bereich aufgearbeitet und dabei die geschichtspolitischen und mediologischen Faktoren für den Wandel der Geschichtsbilder differenziert gewichtet zu haben, ist vorbildhaft auch für ähnliche Untersuchungen zu anderen Medien und Zeiträumen.

Wünschenswert wäre es lediglich an einigen Stellen gewesen, dabei auch einen näheren Blick auf die Akteure zu werfen. So wird die Zei-

tungsreihe „Die goldenen 50er“ von Ferdinand Fried in der „Welt“ 1959 als frühestes Beispiel für die positive Historisierung dieser Zeit genannt. Der Leser könnte sich ein besseres Bild von dessen Motiven machen, wenn er wüsste, dass dieser nationalsozialistisch stark belastete Adlatus von Hans Zehrer schon im engsten Zirkel der konservativ-revolutionären Zeitschrift „Die Tat“ gewesen war und welche Ansichten er – nach der Entlassung aus dem Internierungslager – vertrat. Auch Thilo Koch, der für die vom Autor an vielen Stellen herangezogene Serie „Die fünfziger Jahre in Deutschland“ (ARD 1971) verantwortlich zeichnete, wäre einiger Anmerkungen wert gewesen. Warum dieses West-Berliner Wunderkind des NWDR, glühender Antikommunist und in Dauerfehde mit seinen linken Kollegen im PEN-Zentrum, zum Vertreter einer restaurationskritischen Sicht wurde, die ansonsten nur in fiktionalen Produktionen dominierte, erschließt sich dem Leser nicht unbedingt.

Überhaupt ist die „Restauration“, mit unterschiedlichen Zusätzen, der wohl häufigste Referenzbegriff der Studie. Hier wäre es angebracht gewesen, dessen enorme Konnotationsbreite darzustellen und sich nicht mit einem vagen Hinweis auf Walter Dirks zu begnügen (S. 95f.), der damit sehr konkret die ausgelebte Verbindung einer sozialdemokratischen Labour-Partei mit einer christlich-sozialistischen CDU meinte. Rechtskonservative Abendland-Ritter wiederum verstanden unter „Restauration“ die Wiederkehr des weltlichen Staates anstatt der erhofften Re-Christianisierung. Und schließlich war der Begriff in den 1970er Jahren en vogue in der DDR-Zeitgeschichtsschreibung und unter westdeutschen Politikwissenschaftlern, um die Wiederaufichtung der kapitalistischen Ordnung nach 1945 zu thematisieren. Dass ein solcher Enttäuschungsbegriff für jeden etwas bereit hielt und deshalb medialen Erklärungswert errang, ist zumal für fiktionale Produktionen plausibel, verhüllt aber mitunter eher die politischen Positionen der Akteure (das wurde bereits in ersten zeitgeschichtlichen Studien der 1980er Jahre kritisiert).

Aber diese kritischen Anmerkungen schmälern nicht den hohen informativen Wert der Studie, die vor allem durch ihre Kombination von zeitgeschichtlichen und medienwissenschaftlichen Deutungsangeboten beeindruckt. Ein annotiertes Verzeichnis der deutschsprachigen Fernseh- und Kinoproduktionen über die „50er Jahre“ unterstreicht den hohen Gebrauchswert von Rüdigers Arbeit.

Axel Schildt